

An meinen Bruder (Heimat) (Joseph von Eichendorff)

*Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höhe?
Das Horn lockt nächtlich dort, als obs dich rief,
Am Abgrund graist das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe -
O stille, wecke nicht, es war als schliefe
Da drunten ein unnennbar Weh.*

*Kennst du den Garten? - Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit,
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.*

*Ihr Wipfel und ihr Bronnen rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh,
Erreichen wird dich das geheime Singen, -
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!*

Warum ich (k)ein Romantiker bin

"Romantik" ist ein Schlagwort - und wenn diese Bezeichnung nicht so gewalttätig klingen würde, sogar ein Totschlags-Wort. Schlagworte verhindern Bedeutungs-Varianten, Nuancen, die die Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit eines Begriffes, seine Potenz, ausmachen. Unsere Sprache sollte Gestaltungselement für die unausschöpfliche Bandbreite an Möglichkeiten sein, die wir zur Verfügung haben, um mit der spezifischen Fähigkeit, die uns vom Tier unterscheidet, die Welt gestalten zu können. Daran ist der Ausbeutungsmechanismus, der dem ökonomischen Denken innewohnt, nicht interessiert - im Gegenteil. Wer es prüfen möchte, gebe zur Probe mal das Stichwort "Romantik" bei Ebay ein. Ein Kotzkrampf wird die unvermeidbare Folge sein.

Wenn ich an dieser Stelle von "Romantik" rede, so von dem Versuch, eine bestimmte geisteswissenschaftliche Ausrichtung mit aller gebührenden Vorsicht zu beschreiben. Die heute so verschmähten Granden der Literaturwissenschaft konnten das noch, und deshalb will ich hier am Beginn meiner Überlegungen meine Anleihe nehmen. Fritz Strich war ein solcher Literaturwissenschaftler, und er hat den Versuch unternommen, eine klassische Haltung von einer romantischen zu unterscheiden. Bei dem Versuch der Klärung von Grundbegriffen geht er von der menschlichen Sehnsucht nach Ewigkeit aus, resultierend aus dem uns nur allzu schmerzlichen Bewußtsein unserer Endlichkeit. "Ewigkeit" hat nun nach Strich die beiden Gesichter der "Vollendung" (mit dem Symbol der Kugel) und der "Unendlichkeit" (mit dem Symbol eines - nach Schrödinger-unendlich geflochtenen Bandes).

Wer sich den Unterschied veranschaulichen möchte, vergleiche Tischbeins Bild "Goethe in der Campagna" mit C.D. Friedrichs Bild "Frau vor der untergehenden /Morgen - Sonne" (hier sind beide Titel geläufig, was darauf hindeutet, dass die Tageszeit nicht die entscheidende Rolle spielt). Goethe, der Klassiker, dem es nach Strich um "Vollendung" geht, wird in einer selbstbewussten Haltung gezeigt mit kontemplativ-konzentriertem Blick, der die Gegebenheiten zu durchschauen und damit auch in eine Ordnung zu bringen beansprucht, in eine menschliche Ordnung, die zwar die Partnerschaft zur Natur nicht zu verletzen versucht, die aber keinen Zweifel daran lässt, dass der menschlich-künstlerische Blick der unbewussten Natur gegenüber der Primus inter pares ist (vgl. Goethes Gedicht "Natur und Kunst").

Dem großformatigen Tischbein-Gemälde im Städel in Frankfurt steht das überraschend kleine Bild Friedrichs im Folkwang-Museum in Essen gegenüber. Zu sehen ist in rückwärtiger Ansicht eine Frau in ansonsten menschenleerer Landschaft, mittig in Szene gesetzt vor einem Berg, hinter dem die Strahlen der Sonne hervorbrechen. Dabei nimmt die Silhouette der Frau, die ihre Arme wie zum Empfang ausgebreitet hat, zwei Drittel der Höhe des Bildes ein, ragt also noch über die Konturen des Berges hinaus in die Strahlen der Sonne hinein. Diese Komposition deutet darauf hin, dass es hier keinen Primus inter pares gibt - die Frau, als Individuum durch die dem Betrachter abgewandte Haltung nicht identifizierbar, ist mit ihrer Größe und Stellung gleichwertiger Partner der Natur, von der sie (siehe ihre empfangsbereite Haltung) offensichtlich ihre Energien empfängt. Diese fließen aus einem nicht begrenzten Bereich und zeigen damit eine Sehnsucht an, bestehende Verhältnisse (und damit auch klassische Ordnungsschemata) beständig zu transformieren.

Ich wäre auf diese beiden Bilder nicht so ausführlich eingegangen, zeigten sie nicht in beispielhafter Weise beide die Eckpunkte meines Verständnisses von vagabundierendem Denken : die Suche nach einer Orientierung einerseits und das Bewusstsein andererseits, dass jegliche Orientierung stets nur vorläufig und damit aufzuheben ist. Ich habe das an mehreren Orten expliziert und verzichte an dieser Stelle darauf. Es wird dem geneigten Leser aber an dieser Stelle bereits klar sein, warum ich laut Titel dieser Ausführungen (k)ein Romantiker bin : Es geht nicht ohne fortschreitende (vorübergehende) Orientierung, und es geht nicht ohne den bewusst gesuchten Wiederaufbruch zu immer differenzierteren Formen einer Welt-Anschauung. Aus diesem Grund fühle ich mich bei den Klassikern mit ihrer Suche nach Vollendung ebenso zu Hause wie bei den Romantikern mit ihrer Suche nach Unendlichkeit. Dieser allgemeine Hinweis soll im Folgenden versuchsweise näher erläutert werden.

Wenn ich zu diesem Zweck Aussagen von Romantikern verschiedener Couleur heranziehe, so nicht, um deren Eigenheiten zu leugnen oder zu unterdrücken (Novalis trennen von Eichendorff in bestimmten Hinsichten Welten), sondern um die gemeinsame Grundausrichtung, wie Strich sie gesehen hat, zu veranschaulichen. Unter dieser Hinsicht will ich mich zunächst dem eingangs wiedergegebenen Eichendorff-Gedicht zuwenden.

Es ist zweifelsohne von den persönlichen Lebensumständen Eichendorffs nicht zu trennen : das Gedicht ist an den Bruder gerichtet und spricht eingangs von der gemeinsam verbrachten Kindheit auf Schloss Lubowitz (Schlesien, heute Polen). Man täusche sich aber nicht : "Für ihn ist Heimat kein statischer Ort immerwährender Geborgenheit. Heimat ist Sehnsuchtsziel und Utopie, ist die schöne Heimat und die unheimliche Heimat. Sie ist ein Konstrukt seiner Imagination und Erinnerung." (Hannelore Scholz-Lübbering, Joseph von Eichendorff. Heimat als Konstrukt. Das Ich in Bewegung). Schauen wir uns daraufhin das Gedicht genauer an.

Die erste Stoppe wirkt in ihrer Bildwahl bedrohlich : wenn das Reh "am Abgrund" grast und der Wald "verwirrend aus der Tiefe" ruft, so ist die angesprochene Lockung weniger einladend als abschreckend. Wenn man obendrein aufgefordert wird, das vermutete "unnennbar(e) Weh" nicht

zu wecken, ist man gewarnt und geneigt, dieser Warnung zu folgen. Strophe 2 spricht dagegen antithetisch in typisch Eichendorffscher Manier von den "Zauberklängen", die in der Natur vorhanden seien, sobald wir, wie es Eichendorffs Vierzeiler "Wünschelrute" sagt, das "Zauberwort" träfen, auf Grund dessen die Welt anhebe zu singen. Diese Antithese wirft Fragen auf: Wir sollen also das Weh nicht wecken, dagegen die Zauberklänge sehr wohl? Wer Eichendorff kennt, weiß, wie er mit seiner Kunstpoesie versuchen wird, diese Antithese anzugehen.. Eine letztliche Aufhebung aber wird es bei ihm nicht geben: "Du findest nirgends Ruh" - "dieses Bannes zauberischen Ringen / Entflieh'n wir nimmer", so das Fazit der dritten Strophe.

Das klingt melancholisch, und da der Begriff der Melancholie janusköpfig ist, ist ihr neben dem Wissen um etwas Besseres, das noch nicht verwirklicht ist, immer zugleich auch die Trauer darüber immanent. Mir als vagabundierendem Denker ist der erstere Aspekt der treibende, der auf dem Wissen um ein Besseres und in eins damit auf dem Bemühen, es zu erreichen, aufbaut; der Trauer überlasse ich die (auch vorhandenen, aber selteneren) Momente des Zweifels am Gelingen.

Der Romantiker sucht mit Novalis die Blaue Blume, das Symbol des Sehns; auch Eichendorff spricht es in seinem sich an Novalis orientierenden Gedicht *Die blaue Blume* an, stellt aber offensichtlich resignierend fest: *Ich wandre schon seit lange, / Hab lang gehofft, vertraut, / Doch, ach, noch nirgends hab ich / Die Blaue Blum geschaut*; dieses *ach*, das möchte ich betonen, teilt der Vagabundierende nicht, da er eben gerade nicht resignativ eingestellt ist und sich trotz der Unerreichbarkeit des Zieles auf den Weg macht.

Wir wollen zum Zwecke der Klarstellung noch etwas genauer hinsehen. Dazu gehe ich noch einmal von einer Formulierung von Frau Scholz-Lübbering aus: "Die Heimat als problematischer individueller Entwurf des Eigenen soll als soziales, ästhetisches und philosophisches Konstrukt gelesen werden." Ich versuche, das aus meiner eigenen Welt-Anschauung heraus zu erklären und fruchtbar zu machen. Der Heimat wird als modales Attribut das Nomen "Entwurf" zur Seite gestellt. Damit ist Heimat etwas von uns selbst Herzustellendes; dem entsprechen das Genitivattribut "des Eigenen" wie das Adjektivattribut "individueller", beides Attribute zweiter Ordnung, wobei mit der Formulierung "problematischer" zur Verdeutlichung noch ein Attribut dritter Ordnung hinzugefügt wird. Dient letzteres aber wirklich zur Verdeutlichung? Schränkt es den beschriebenen Entwurf nicht eher ein durch den Hinweis auf ein Problem? Das Problem vergrößert sich, wenn ich die landläufige Bedeutung von "Heimat" hinzunehme, die eigentlich auf unsere Herkunft, auf Vergangenes, verweist. Wie kann etwas Vergangenes Entwurf sein?

Ich kann auf diese Frage nur mit meinen eigenen Gedanken, mit meiner An-Sicht, mit meiner Welt-Anschauung, antworten. Wer meine an anderer Stelle festgehaltenen Überlegungen kennt, weiß, dass ich davon ausgehe, dass jedem Menschen ein Eigen-Sinn zukomme, der in ihm angelegt ist und den er suchen und leben soll. Wir kommen also mit individuellen Vorprägungen auf die Welt, die den Rahmen für unsere Entwicklungen bergen; diese individuelle Anlage ist im Zusammenhang der Gedankenführung dieses Textes als unsere Herkunft, als das Vergangene, als "Heimat" zu sehen. Diese ist uns aber nicht bewusst, sondern muss von uns erst in einem Prozess nicht ohne Mühe aufgedeckt werden. Schließlich ist sie die Grundlage unseres Lebensentwurfes, den wir uns in Auseinandersetzung mit uns selbst und den Anderen erarbeiten sollten. Dazu steht uns, so sehe ich das im Anschluss an C.G. Jung, das Potential unserer Lebensenergie, unserer Libido, zur Verfügung, das uns in so reichhaltigem Maße zukommt, dass wir es im Leben nicht ausschöpfen können. Aber wir holen von dort die Kraft für unsere Impulse.

Ich halte mich an das Hölderlin-Wort: *So komm! daß wir das Offene schauen, / Daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist. / Fest bleibt Eins; es sei um Mittag oder es gehe /*

*Bis in die Mitternacht, immer bestehet ein Maß, / Allen gemein, doch jeglichem auch ist
eignes beschieden, / Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann.* Dieser Weg ist, wie
das Zitat oben sagt, ein "ästhetisches Konstrukt", da es auf der Aisthesis, der individuellen Wahr-
nehmung, beruht; als Weg des Denkens ist es eo ipso ein "philosophisches Konstrukt"; und durch
die partnerschaftliche Auseinandersetzung mit den Anderen wird es zum "sozialen Konstrukt". Der
oben angesprochene, von Hegel entwickelte Arbeits-Begriff wird ja schon von Marx in diesem
Sinne umgedeutet. Novalis und Beuys lassen grüßen : "Jeder Mensch ist ein Künstler" beschreibt
dessen Fähigkeit zum politisch-sozialen Kunstwerk.

Inwiefern aber ist dieser Weg ein "problematischer" ? Zunächst einmal natürlich dadurch, dass
er verfehlt werden kann. Wenn ich auf der Suche nach dem Eigenen bin, heißt das ja noch nicht,
dass ich selbst dazu in der Lage bin. Und dass die Anderen mir helfen in ihrer Funktion als Spiegel
meiner selbst, ist angesichts der Unebenheit dieser Spiegel auch nicht ganz ohne. Hinzu kommt,
dass unsere Entwicklungs-Bahn (Hölderlin nennt sie eine "exzentrische", da sie vom Zentrum weg
führt) sich not-wendig immer weiter vom Ursprung entfernt, in dem wir reine Potentialität waren;
diese Ent-Fernung müsste kompensiert werden durch die auf dieser Entwicklungsbahn erlangten
Erfahrungen, die uns "bilden". Schaut man genauer hin, ist diese Bahn aus mehreren einzelnen
zusammengesetzt, deren Movens die Dissonanz zwischen jeweils vermutetem erreichtem Ziel und
jeweils neu aufbrechender Suche ist (dank unserer zentrifugalen und zentripetalen Tendenzen, die
sich in polarer Weise ergänzen, fordern und fördern). Was wir nach Hölderlin letztlich erreichen
können, ist die *Auflösung der Dissonanzen in einem bestimmten Charakter*. Wir merken, hier
spricht der erfahrene Dialektiker. Das Ende des jeweiligen Weges enthält die durchlebten
Wegmarken als aufgehobene in sich - wir durchschauen unser Leben und be-greifen es.

Wenn ich zusammenfasse, bin ich also mehr Dialektiker als Vertreter der klassischen bzw.
romantischen Ausrichtung. Beide sind aber als polare Elemente in meiner Welt-Sicht enthalten.
Die klassische Ansicht entspricht der zentripetalen Kraft der Konzentration auf Orientierungs-
muster, die romantische Ansicht der zentrifugalen Ausrichtung auf immer neue Erfahrungen in
einem letztlich unabschließbaren Prozess. Der Klassiker ist der Boden-Ständige in mir, der
Romantiker der stets neu Aufbrechende. Dank dieser dialektischen Vermittlung bin ich (k)ein
Romantiker. Aber allem *Weh* und *ach* zum Trotz : der aufbrechende Impuls, der die Lebendigkeit
garantiert, kommt aus der Tiefe der romantischen Grund-Einstellung (von den Romantikern mit
Recht als "Bergwerk der Seele" verstanden). Die Werde-Lust des vagabundierenden Denkers hat
dort ihre Heimat, ihr Potential, aus dem sie lebenslang zu schöpfen vermag.

*Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.*

(Kermann Kesse)